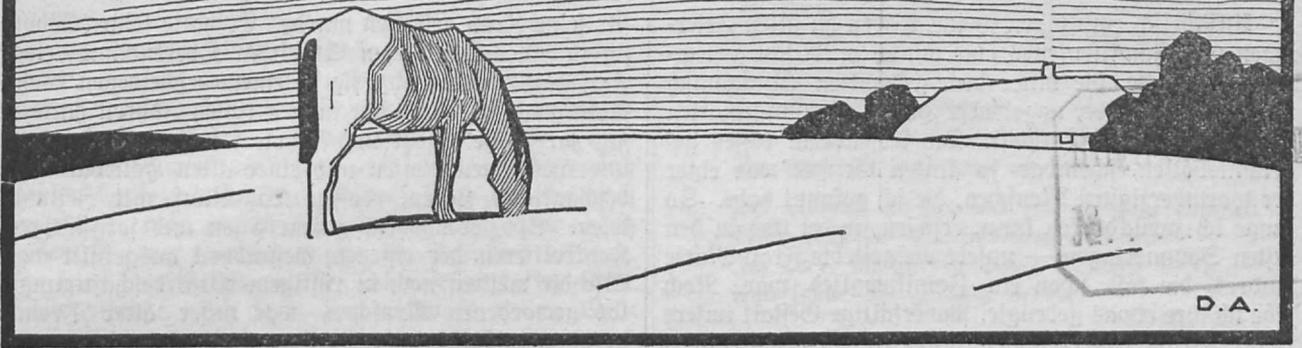


Herzflammen 1931



Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpalte
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.
Geschäftsstelle: Reval'sche Ztg., Reval, Naderstr. 12

Erscheint
einmal monatlich

Einzelnummer 20 Cents.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen
und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne An-
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 9

Reval, 24. September 1931

8. Jahrgang

Die bitterste Wahrheit ist wohlthätiger als die süßeste Täuschung, und wer nicht in allen Dingen nach Klarheit trachtet, ist nicht fähig, den Kampf des Lebens erfolgreich aufzunehmen.

Эхожы.

3. Preisauschreiben der „Herzflammen“.

Wie schon in den Jahren 1927 und 1929 erlassen wir wiederum ein Preisauschreiben für **Erzählungen** unter folgenden Bedingungen:

1. Die Arbeiten sind bis spätestens 10. Dezember 1931 der Schriftleitung der „Herzflammen“ (Reval, Dom, Gerichtsstraße 6) auf einseitig beschriebenen Bogen in deutlicher Schrift einzureichen; sie sind mit einem Kennwort zu versehen; in einem geschlossenen Umschlage sind der volle Name und die Anschrift (Adresse) des Einsenders beizulegen.
2. Die Erzählungen müssen Originalarbeiten sein, die noch nirgends veröffentlicht worden sind, sollen baltischen Charakter tragen und nicht weniger als etwa 20.000 Buchstaben (4 Seiten der „Herzflammen“) umfassen.
3. Für die besten Erzählungen werden 3 Preise im Gesamtbetrage von Ekr. 90.— festgesetzt, und zwar: 1. Preis — Ekr. 40.—; 2. Preis — Ekr. 30.—; 3. Preis — Ekr. 20.—. Der Schriftleitung steht es frei, weitere Arbeiten zum Preise von je Ekr. 12.— zu erwerben.
4. Die preisgekrönten und die angekauften Erzählungen gehen in den vollen Besitz der „Herzflammen“ über.
5. Die Entscheidung der Preisrichter ist endgültig; jeder Teilnehmer erkennt durch seine Einsendung die obigen Bedingungen als bindend an.
6. Die Entscheidung des Preisgerichts wird im Januarheft der „Herzflammen“ veröffentlicht.

Die Schriftleitung

M. A.

Aus der Gesichtsfolge „Meine Alten“ von Elisabeth Goerke.

Alljährlich empfingen meine Eltern zu allen Feiertagen und Familienfesten eine bunte, in Mitau gestempelte Postkarte, die unter dem gedruckten Glückwunsch nur die mit großer, ungelinker Handschrift hingemalten Buchstaben M. A. enthielt. Die Absenderin dieses geheimnisvollen, scheinbar so kalten Grußes war einer der warmherzigsten Menschen, die ich gekannt habe. So lange ich zurückdenken kann, erschien sie bei uns in den ersten Sommertagen — unsere vielgeliebte Frau Marie Andres, die fast schon ein Familienglied war. Noch sehe ich ihre etwas gebeugte, schwerfällige Gestalt unsere kleine Straße daherkommen, an den niedrigen Fenstern meines Elternhauses vorübergehen und bedächtig, ein wenig keuchend, ins Zimmer treten. Da war es wieder, das so gar nicht schöne und doch so gute alte Gesicht, das mit der über den Schläfen abstehenden altmodischen „Kochfrisur“ fast viereckig erschien. Schmale graublau Augen blickten lebhaft zwischen den breiten Backenknochen. Die Unterlippe des fast zahnlosen Mundes stand immer weit vor und ließ stets ein heftiges Blasen und Pusten hören. Die alte Dame war herzlegend und hatte außerdem den Stochschnupfen. In aufrichtiger Wiedersehensfreude drückte sie meine Mutter und mich an ihre hochbusige Korsetttaile und bedeckte unsere Gesichter mit unzähligen schmatzenden Küissen. Dann mußte sie die Mantille und den Kapotthut ablegen und auf dem Sofa im Wohnzimmer Platz nehmen. Unsere alte Freundin wurde nicht, wie ein fremder Gast, in den etwas steif feierlichen Saal gebeten, sondern blieb gemütlich im Familienzimmer. Während sie sich behaglich lächelnd umsah, baumelten ihre großen Korallen- „Ohrbommeln“ unter dem schwarzen Spitzentüchlein lustig hin und her. „Gott erbarm' sich, — bist du groß geworden, Trusching!“ rief sie mich betrachtend, — „nun muß man dir bald 'n Stein auf den Kopf legen, sonst wirst du 'ne Riesendame!“ Mein Vater, meine erwachsenen Schwestern, die Mägde — unser ganzes Haus lief zusammen, um den Sommergast zu begrüßen. Sogar Poll, der stets verdrießliche alte Setter, der jeden Fremden anknurrte, kam freudewinselnd unter dem Sofa hervorgetrohen. Frau Andres war eine große Tierfreundin. „Ach, Polling, alter Freund, lebst du auch noch!“ rief sie, den Hund mit ihrer dicken, weichen Hand zärtlich streichelnd. Dann kam das Gespräch auf unsere Sommerpläne. Wie alljährlich, wollte mein Vater sich wieder einen mehrwöchentlichen Urlaub gönnen und mit uns auf das am kurischen Meeresstrande gelegene schöne Pachtgut meines Onkels fahren. Auch Frau Andres war — wie immer — bereit, wieder unser Haus unterdessen zu betreuen, — als stellvertretende Hausfrau und sorgsame Futtermutter unseres Apotheken- und Dienstpersonals. Damit sie nicht ohne männlichen Beistand und die Apotheke ohne Oberaufsicht sei, war unser zweiter traditioneller Sommergast, der alte Freund und Studiengenosse meines Vaters, Provisor Zannsohn, auch bereits eingetroffen. Mit kleinen vorsichtigen Schritten kam der alte Herr aus der Apotheke und begrüßte freudig seine getreue Partnerin, die von Fremden oft

für seine Frau gehalten wurde. Er hatte seinen Wohnsitz in einem ländlichen Städtchen Oberkurlands, war Junggeselle und frühzeitig zu einem bescheidenen Wohlstand gelangt. Noch fast in den besten Jahren hatte er sich zur Ruhe gesetzt und führte mit seinem ebenfalls unverheirateten Neffen und einer alten Hausdame ein beschauliches Leben, dessen Tageslauf mit Zeitunglesen, Spazierengehen, gutem Essen und sorgfältigem Kontrollieren der eigenen Gesundheit ausgefüllt war. Wie die meisten noch in rüstigem Alter beschäftigungslos gewordenen Menschen, war unser alter Freund geradezu plötzlich zum Greise und — Hypochonder geworden. Er erfreute sich einer verhältnismäßig sehr guten Gesundheit, glaubte aber stets über irgend etwas Klagen zu müssen. „Na, — Gott sei Dank, es geht ja so leidlich, bis auf die zunehmenden Altersbeschwerden,“ antwortete er auf Frau Andres' Frage nach seinem Befinden. „Ich leide besonders an schlechtem Schlaf. In der vorigen Nacht erwachte ich um 7 Minuten vor 2 Uhr und muß erst um $\frac{3}{4}$ wieder eingeschlafen sein.“ Meine Mutter lächelte: „Lieber Herr Zannsohn, — Sie halten ein ausgiebiges Mittagsschläfchen, strengen sich körperlich nicht an und wollen dann noch schlafen wie ein Schwerarbeiter!“ „Nun, ich mache mir doch genügend Bewegung!“ rief er, „heute nachmittag will ich wieder zum Krickasee hinauswandern und meine Temperatur messen, ob man bald baden kann.“ Herr Zannsohn zog plötzlich seine Uhr, was meine Mutter zu einem Blick ins Speisezimmer veranlaßte. Der alte Herr war die verkörperte Pünktlichkeit und hatte seinen Tag auf die Minute eingeteilt. Punkt 1 Uhr war er gewöhnt zu speisen, und es war bereits 10 Minuten vor eins. Frau Andres sagte: „Auf baldiges Wiedersehen!“ und ging. Sie wohnte vorläufig bei ihren drei alten Freundinnen, die ein idyllisches, lindenbeschattetes Häuschen in einer Nachbarstraße bewohnten. In den nächsten Tagen sollte sie bei uns als Hausfrau einziehen. Mein Vater, der sie hinausbegleitet hatte, trat mit seinen flinken, kleinen Schritten wieder ins Zimmer. Wie frisch und rüstig wirkte er, der Sechzigjährige, mit dem noch dunklen Haarfranz um die Glaze neben seinem um mehrere Jahre jüngeren, schon weißhaarigen Freunde! „Die Arbeit erhält mich,“ sagte er stets, wenn man sich über sein jugendliches Aussehen — er wirkte wie ein Fünfziger — erstaunt aussprach. Sogar 10 Jahre später, als wir den 70. Geburtstag feierten, saß er noch lange nicht als müder Greis „auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens,“ sondern arbeitete — vielleicht nicht mehr ganz so flink, aber ebenso eifrig wie früher — in seiner Apotheke. — Einige Tage nach Frau Andres' Ankunft stand eine geräumige Familienkutsche mit zwei wohlgenährten Braunen bespannt vor unserer Haustür. Onkel Wilhelm hatte seinen Kutscher nach den Sommergästen geschickt. Unser großer Reisekorb war schon hinten aufgeladen und wir steckten alle in Staubmänteln, denn die Fahrt ging viele Stunden über die Landstraße, — erst am Abend kam man an. Thekla befestigte noch schnell ein Niessträußchen mit einem an einer Anstef-

nadel hängenden Wassergläschen an ihrer Brust und bestieg den Kutschbock. Sie war eine große Pferde-
liebhaberin und wollte den Braunen recht nahe sein.
Von unserem großen schönen Garten, der gerade seine
Rosenpracht entfalten wollte, nahmen wir nun auf
mehrere Wochen Abschied, doch wir sollten das Meer
sehen, — das unendliche, herrliche, blauleuchtende
Wasser mit dem köstlichen Salzduft und dem märchen-
haften weißen Sand, — das blieb für meine Eltern
und mich das größte Wunder und wog alle Wald- und
Gartenschönheit auf. Frau Andres hingegen versprach
den Garten recht zu genießen, der ihr nach ihrer engen
heißigen Witaer Wohnung wie ein Paradies erschien.
Sie trug bereits das große Schlüsselbund in ihrer
Schürzentasche. Ich legte ihr nochmals meine Lieb-
linge, Poll und die alte weißgelbgefleckte Miez ans
mütterliche Herz, gab allen vor der Haustür verjam-
melten Apothekergehilfen die Hand, nahm „Sano“,
das geliebte Wollschaf (Teddybären gab es damals noch
nicht) in den Arm und sprang in den Wagen, wo Elli
schon mit dem Speisepaundel voll Butterbröte und Sel-
tersflaschen auf dem Rücksitz saß. Nach vielem Umarmen
und Händeschütteln, begleitet von frommen Wün-
schen für eine glückliche Fahrt und gute Erholung,
stiegen meine Eltern zuletzt in den Wagen. Während
die Zurückbleibenden uns nachwinkten, rollte er rasch
um die Ecke. —

In den ersten Augusttagen kehrten wir zurück.
Jetzt war eine dicke Guirlande aus grünem Laub und
bunten Georginen um die Haustür gewunden, und wie-
der stand unser altes Freundespaar lächelnd davor. Im
Wohnzimmer, das mir nach den großen Räumen des
Gutshauses eng und dumpf erschien, stand ein mächtiger
mandelgespikter, safrangelber Kringel auf dem
Tisch, umgeben von Astern- und Resedensträußen. Es
duftete herblich nach feuchtem, welkendem Laub. Auch
der Garten war verändert, die Rosen verblüht und die
Stachelbeersträucher geleert. Doch wir hatten im Gar-
ten unserer Tante Centifolienblüte und Beerenreichtum
zur Genüge genossen und freuten uns jetzt über die
ersten halbreifen Äpfel. Wir alle hatten an Körper-
gewicht tüchtig zugenommen, doch auch Frau Andres
und Herr Jannsohn sahen wohl und vergnügt aus. Die
Sommerhitze, die uns nur am Meer erträglich schien,
hatten sie gut überstanden. Auf die Bemerkung meiner
Mutter, daß man bei solcher Glut nichts weiter anzie-
hen wollte als ein Rattumkleid über dem Hemde, schüt-
telte Frau Andres tadelnd den Kopf: „Ich bin an mein
Korsett und meine drei Unterröcke gewöhnt und habe
sie auch in den heißesten Tagen angehabt. Gott erbarm'
sich, — man kann doch nicht kahl gehen!“ Was hätte
die gute alte Dame zur heutigen Sommermode gesagt?!
Auch alle übrigen Hausbewohner sahen gut und wohl-
genährt aus. Frau Andres, die gern selbst in der
Küche Hand anlegte, war in der Speisebereitung nicht
nur eine Meisterin, sondern auch Verschwenderin. Sie
selbst hatte einen starken Appetit und setzte einen sol-
chen auch bei ihren Mitmenschen voraus. Stets kamen,
so lange sie bei uns war, Riesenportionen von Fleisch
und Gemüse auf den Tisch, und Frau Andres redete
ihren Schutzbefohlenen dringend zu, recht tüchtig zuzu-
langen. Erst wenn diese wiederholt versichert hatten,
daß sie beim besten Willen nicht mehr essen könnten,

In der Fremde.

Ich bin in der Fremde so manches Jahr
Und seh'n mich nach Hause zurück.
Ich kenne ein Wort, das bleibt ewig wahr:
„Z u h a u s e nur blüht uns das Glück“.

Es rauschen die Bäume wohl um mich her,
Doch klingt es so fremd mir ans Ohr.
Und schon ich voll Heimweh über das Meer,
So merk ich erst, was ich verlor.

Die Mäwen, sie kommen von meinem Strand,
Mich grüßend mit schrillum Geschrei.
Ich aber, ich schreite durch fremdes Land
Und sehne die Heimat herbei.

M. M.



wurden die noch reichlich gefüllten Schüsseln in die
Küche hinausgetragen, wo die Köchin oft allerhand
„Freundinnen“ gegenüber die Wohlthäterin spielte. Die
Wirtschaftsausgaben damals mochten nicht klein gewe-
sen sein, doch es waren gute Zeiten, und mein Vater
verzog keine Miene. Auch Polls Rücken, von dem es
hieß, daß er längst zum Seisefochen reif sei, schien noch
breiter geworden, denn Frau Andres ließ es sich nicht
nehmen, auch die Tiere eigenhändig zu versorgen. —

— Die Tage wurden herblich, und Herr Jannsohn
reiste als erster ab. Ein Sohn seines verstorbenen
Freundes sollte bei ihm seinen Urlaub verbringen und
die Witve desselben Freundes später zum Herbst sein
Gast sein. Meine Mutter nannte den originellen alten
Herrn oft einen lebenswürdigen Egoisten und meinte,
wenn er verheiratet wäre, verschwendete er nicht so viel
Zeit und Sorge an seine eigene Person. Gewiß, sein
Wohlbefinden und seine liebgewordenen Gewohnheiten
spielten eine sehr große Rolle in seinem Dasein, doch es
fehlte ihm nie an Herz und Mitgefühl für seine Mit-
menschen, und wenn es zu helfen galt, hatte er eine
offene Hand und ein gastfreies Haus. Daß er im Welt-
kriege auf der Flucht unter fremdem Dach sein behü-
tetes Leben elend beschließen mußte, hat uns tief betrübt.
— Frau Andres, die wieder zu ihren Freundinnen über-
gesiedelt war, blieb noch eine Zeitlang unser täglicher
Gast und half meiner Mutter die süßen Fruchtstäbe
und Essigsalate einkochen. Mit wahren Feuereifer han-
dierte sie dann am Herde, pustete über die dampfenden
„Saffburken“ und Gläser hinweg und machte unzäh-
lige Kostproben, ob die Gelees auch richtig gerinnen
wollten. Allsonntäglich aber trafen wir mit ihr in der
Kirche zusammen. Ich sehe sie noch in ihrem hohen
schwarzen Kapotthütchen vor dem Gesangbuch sitzen;
aus ihrem Munde kommt statt der goldenen Lieder nur
ein einziger tiefer Brumnton, — unsere alte Freundin
ist ganz unmusikalisch, und das Orgelspiel ist für sie
wahrscheinlich bloß ein unverständliches Gebrause. —
Die Nachmittagssonne wirft bunte Flecken durch die
roten und blauen Scheiben der Kirchenfenster auf die
weiße gestickte Altardecke, mit der unsere langjährige
Hausfreundin, das fleißige kleine Fräulein Lilly, sich
ein Denkmal gesetzt hat. Die kunstvoll von ihr genähten
Buchstaben des Spruches „Dein Wort ist meines Fußes
Leuchte“ erscheinen mir im Sonnenflimmer von geheim-

Am Strande.

Geheimnisvoll flüstert das Niedgras,
 Vom salzigen Lufthauch umweht;
 Weit draußen im Sonnengeflimmer
 Im Wind sich ein Segelpaar bläht.
 Die Wogen sich senken und heben
 In gleichförmig flutendem Gang,
 Ihr Rauschen und rastloses Branden
 Verschmelzen zum rhythmischen Sang.
 Ich liege im schimmernden Sande,
 Sanft streichelt und kost mich der Wind;
 Ein seltsam Gefühl mich durchströmet:
 Der Strandzauber leiht' mich umspinnt.
 Ich träume mit offenen Augen,
 Frei atmet und dehnt sich die Brust;
 Bin wunschlos, als hätt' ich im Leben
 Nie etwas von Sorgen gewußt.

M. A.



nisvollem Licht hervorgehoben... Ein wenig dünn klingt der Gesang der kleinen deutschen Gemeinde durch den hallenden Kirchenraum zum Altarbilde des aufschwebenden Heilandes hinauf. Da knarrt die Sakristei, und Kalning, der krumme alte Kirchendiener, der mit seinem holzfarbenen, bartlosen Gesicht wie ein boshafter Gnom aussieht, humpelt mit dem Klingbeutel herein. Mit gewandtem Ruck schiebt er die lange Stange mit dem silbernen Behälter und den klingenden Glöckchen in jede Bankreihe, und die klirrenden Kupferstücke geben eine eigenartige Begleitung zum Choral. Doch Frau Andres grüßt, ohne den Geldbeutel zu ziehen, den Klingbeutel mit einer kleinen bedächtigen Verneinung, — zum Zeichen, daß sie heute nicht bei Kasse sei. Nach dem Gottesdienst geht sie neben meiner Mutter langsam und innerlich laut pustend und schnaufend aus der Kirche und über die sonntagsstille Straße. Plötzlich bleibt sie vor dem Schaufenster eines Kramlädchens stehen: „Ach, — sehen Sie doch, wie reizend!“ Erstaunt und neugierig, was in dem verstaubten, kleinen Fenster unsere alte Freundin so sehr entzücken konnte, blickt auch meine Mutter hinein, kann aber in dem üblichen Stilleben von Kochtöpfen, Glasburken, Seifensäulen, „Steinzeitbonbons“ und „kafelbunten“ Blumenvasen beim besten Willen nichts entdecken, was die Bezeichnung „reizend“ einigermaßen verdiente. Doch da schreiet die alte Dame schon bedächtig und ohrringbaumelnd weiter, und wir verstehen plötzlich: sie hatte ihrem kranken, atemlosen Herzen nur einen Augenblick der Erholung verschaffen wollen, machte ihre Sinfälligkeit aber um die Welt nicht eingestehen. Die alten Leute von damals schämten sich, Krankheit und Beschwerden zu zeigen. — Der Wagen, der uns vom Gut meines Onkels heimgebracht hatte, entführte auch einmal Frau Andres in die Nachsommerfrische. Meine Tante nahm in ihrem plötzlich leergewordenen Hause den Gast aufs liebevollste auf. An den schon zeitig dunkelnden und oft stürmischen Frühherbstabenden plauderten die beiden Damen, im gemütlichen Speisezimmer beim dampfenden Warmbier sitzend, von alten Zeiten und ihrer einstigen gemeinsamen Heimat, der kleinen Seestadt Windau. Dort hatte Frau Andres'

frühverstorbenen Mann ein Gasthaus gehabt. Manches Original gehörte zu seinen Besuchern, — schrullige alte Junggesellen, härbeisige Kapitäne, behäbige „ehrenfeste“ Kaufleute, — alle schlafen schon längst im weißen Sande des Strandkirchhofs. Und dann die Tanzfeste jener bescheidenen und doch so lebensfrohen Zeit, als die Herren mit kunstvoll gescheiteltem Lockenhaar die Honoratiorentöchter zu den Klängen eines Tafelklaviers drehten! Wie gut standen den von der Seeluft frischrosigen Mädchengesichtern die schlichten farbigen Mullkleider, ob auch ein unartiger Wikbold reimte: „Mädchen wie die Hopfensäcke, — jede fußzehn Unterröcke!“ In den Tanzpausen gab es dünnen Thee mit harten Wasserkrugeln, — die damalige Jugend war nicht verwöhnt. Im übrigen aber wußten die Windauer stets recht genau, was gut schmeckt, — woher hätte Frau Andres sonst den Kopf voll köstlicher Rezepte gehabt? Eine Lieblingspeise, mit der meine Tante die alte Freundin bewirtete, war die traditionelle Suppe aus Dorschköpfen. Mit großem Behagen wurde diese sehr fette Speise von beiden Damen eigenhändig zubereitet und trotz des eigentümlichen — wie es hieß, nur Windauern erträglichen — Aromas mit sichtlichem Vergnügen verzehrt. Onkel Wilhelm, — ein großer Schweiger, aber scharfer Beobachter, der uns zuweilen durch eine äußerst treffende Bemerkung überraschte, fühlte sich bei der Dorschsuppe sogar zum Erzählen aufgeleget und gab manches Geschichtchen aus seiner Jugend zum Besten. Gern erinnerte er sich an einen alten Kapitän a. D., der plattdeutsch sprach. Onkel Wilhelm ist noch ein kleiner pffiffiger Schuljunge und muß täglich an dem schmucken Häuschen des würdigen Alten vorbeiwandern. Der redselige Greis hat seiner gemütlichen Madam' immer etwas zu erzählen und eines Tages tönen aus dem Vorgärtchen weithin hörbar die bedeutsamen Worte: „Rilken mit Blumen jöt un fuhr, — weest du Mudding, — dat smeckt schön!“ Einige Tage danach haben die Windauer Spaziergänger etwas zu gucken: ein großes Segelschiff ist in den Hafen eingelaufen und will löschen. Auch der alte Kapitän schaut lebhaft interessiert über den Gartenzaun. „Sunna', — wat hätt dat Schipp geladen?“ ruft er Onkel Wilhelm an. „Rilken mit Blumen jöt un fuhr!“ ist die ernsthafte Antwort, und dann verschwindet der Sprecher sehr schnell um die Ecke.

Man lachte gern im alten Windau; auch meine Großmutter hat als junge Frau den Kopf voller „Stückchen“ gehabt. Einmal sieht sie an dem niedrigen geöffneten Fenster einer Nachbarin einen prächtig blühenden Rosenstock. Ein Blick ins Zimmer, — es ist leer, — ein Griff — und der Rosentopf verschwindet unter Großmutter's Mantille. Sie eilt ihrem Gärtchen zu und kehrt mit einem andern Blumentopf zurück, den sie sorgsam auf das Fensterbrett stellt. In der stillen Straße hat niemand den rasch vollzogenen Tausch gesehen. Da klappern die Schritte der heimkehrenden Nachbarin um die Ecke. Großmutter verschwindet hintern Jasminstrauch des Vorgärtchens, — ihre braunen Schelmenaugen blitzen in Erwartung des kommenden Schauspiels. Gleich darauf schlägt die Nachbarin entsetzt die Hände zusammen und starrt entgeistert in ihr Fenster, aus dem statt des Rosenstockes eine üppige Kessel herunterfiel. — Noch viele Gestalten leben im

Herbstgold.

Von D. B.

Herbstgold leuchtet und flimmert im Sonnenschein ...
 Herbstgold erzittert von wilden Stürmen bewegt ...
 Herbstgold fällt nieder, flattert umher, fällt wieder —
 verglüht ...

Und über'm Herbstgold gebeugt stehn trauernde Linden
 und trauernde Eichen.

Herbstgold — mein Herbstgold!

Und meine Lieder?

Einmal sangen sie fröhliche Weisen,
 Weisen von Liebe, von Sonne, von Gott.

Jetzt sind sie verklungen, erstorben.

Und wenn sie zuweilen erschallen,

Dann ist es ein leises, ein trauriges Klagen:

Herbstgold — mein Herbstgold verglüht ...



Gespräch bei der Dorschsuppe auf. Da ist die alte Seemannsfrau, die immer jammert: „Diezmannchen, Diezmannchen, geh' nich in die Wasser!“ und die mit ihrer alten Schwester von früh bis zum Abendnebel die nassen Kleider ihres Mannes trocknen muß, wobei sie mehleidig ruft: „Geh Schwesterling, bring' die Sachen ein, — Diezing sein Rocking is' schon ganz benäbelt!“ Und dann die gute „Ein'tante“, die so viel Verständnis für die Herzensorgen der jungen Mädchen hatte und Briefe schrieb, an denen Goethe sicherlich seine Freude gehabt hätte.

(Schluß folgt.)

Sag' mir, mein Freund.

Von Daisy Baumwaldt.

Sag mir, aus welcher Quelle du die Freude schöpfest, mein Freund?

Sag mir, aus welchem Born du die Liebe nimmst, die du so reich an alle verschwendest?

Wo wird dein helles, klingendes Lachen geboren, das durch die Räume schallt und in die Herzen der Menschen erfrischend dringt?

Wie kommt die leuchtende Sonne in deinen Blick, daß es warm und hell wird, wenn du einen anschaut?

Sag mir, mein Freund, wer dir das alles gegeben hat? —

— Sieh, meine Augen sind trübe und matt, und müd' ist mein Blick!

Das Lächeln, das zuweilen über meine Lippen huscht, ist nur ein blauer, trauriger Widerschein von einer Freude, die längst schon verhallt ist!

Und die Liebe in mir ist nicht mehr lebendig. Die Liebe in mir hat nichts mehr zu geben, nichts mehr zu bieten.

Sie ist kalt und tot, und verglüht.

Und doch ist noch voller, blühender Frühling um mich her.

Und mein Leben ist voller Jugend und frischer Knospen.

Du aber, mein Freund, kannst die silbernen Fäden auf deinem Haupte nicht mehr zählen und bist doch immer voll Freude und Liebe.

Sag mir, mein Freund, aus welcher Quelle du schöpfst und aus welchem Born du die Frische und Jugend und heißes, schönes Leben getrunken hast? —

— Ich will es dir sagen, du blaue, traurige Blume, woher ich die Liebe genommen, von der du sprichst!

Ich will dir die Quelle nennen und den Born, aus dem ich das heiße Leben getrunken!

Ich will ihn dir nennen, den Ort, wo die Freude geboren wird und ein helles, frohes Lachen: —

— In meiner unsterblichen Seele hat der Atem des Göttlichen ein helles Feuer entfacht.

Dort wohnt die große Liebe, von der ich lebe.

Dort wird die Freude geboren und das helle Lachen.

Dort ist die Quelle, aus der ich das heiße Leben getrunken. —

Aus Zeitschriften.

Im Juliheft der „*Norddeutschen Monatshefte*“ (Verlag Georg Stilke, Berlin), die sich auch sonst durch einen gediegenen Inhalt auszeichnen, plaudert Franz Mahlke über die **Hanseaten in Bergen**. Wir lesen da:

„Wenn wir von der Hanse sprechen, so denken wir vornehmlich an die Städte in Norddeutschland. Die durch einen ungeachteten Überseehandel zu Ansehen gelangte deutsche Hanse hatte ihr „Großes Kontor“ jedoch in Bergen, jener nordischen Stadt am Meer, die auch die Engländer schon für sich entdeckt hatten, ehe deutsche Kaufleute und Handwerker im 13. Jahrhundert dorthin kamen. Die Deutschen, nach ihrer stärksten Gilde von den anderen „Schuster“ genannt, lebten unter ziemlich strengem Ausschluß anderer Nationen in einem besonderen Stadtteil. Diese „Schuster“ und andere Handwerker waren sozusagen die Vorhut der großen Armee der deutschen Kaufleute, die sich vornehmlich im Hafenviertel festsetzte. Der Name der weltbekannten Hafensstraße Dyrskæbrygge ist noch heute ein Zeugnis dafür. Hier spricht mehr als der bloße Name von jener Kaufmannszucht und ihrer Geschichte, wenn die Jahrhunderte das Stadt- und Hafensbild auch umgeformt haben.“

Da sind heute noch die durch wiederholte Brände heimgesuchten schmalbrüstigen Holzhäuser mit ihren engen Zufahrten und tiefen Höfen. Seile hängen aus den Erkerfenen, knarren über Holzwinden und heben Ballen, Kisten, Tonnen in die Pack- und Lagerräume oder geben sie heraus auf die zweirädrigen Schiebekarren, die mit der Last über den hölzernen Laufboden rollen und weiter über die Dyrskæbrygge an irgendein wartendes Schiff. Ich sehe das von der schmalen Holzgalerie aus, die über der halbdunklen Hofzufahrt liegt und die laubenartig so weit übergebaut ist, daß man einem auf der Galerie des Nachbarhauses die Hand reichen könnte. Ich sehe in Jahrhunderte zurück und höre, wie ein Laufjunge, der etwas versah, von dem

„Hausbonden“ — oder ist es der allmächtige Hansaat selbst? — gemäßigelt wird.

Gedankenverloren gehe ich weiter auf der Galerie, die zu einer Tür führt. Sie ist nur angelehnt, knarrt in den rostigen Angeln, als ich sie öffne. Da bin ich im „Schütting“, jenem schmucklosen, langen Raum, in den sich das Tageslicht mühsam durch kleine Fenster drängt. Hier also tagte die Hausgenossenschaft. Da ist die Herdstelle deutlich im Boden erkennbar. Das Feuer flackerte um die Scheite, wenn sie hier bei Späßen oder in ernstern Gesprächen beisammensaßen — die Kaufmannsgesellen, dem „Hausbonden“ auch hier untertan. Eingebaute Betten, richtige „Klappen“ sehe ich. Jeder hatte seinen Platz auf der eingebauten Bank. Längs der vier Wände sind solche Bänke sowie Schränke für Tz- und Trinkgerät. In der dunklen Wand ist eine kleine Tür. Sie führt in einen Nebenraum, der ebenso lichtarm ist wie der Schütting, ins „Elthaus“; das ist die Küche. Ein schmiedeeiserner Schwengel hängt melancholisch in seinem Pumpenrohr — müde, abgebraucht. Und der zerbeulte Kupferkessel in der Zahnstange wartet auf eine „rührige“ Kelle. Aber die Hansesköche sind gestorben, wie auch der Küfer gestorben ist, der nebenan einst schaffte.

Weit und schwer war der Weg zum Hanseskaufmann. Die alten Zunftgebräuche, die ursprünglich scherzhaften Charakter trugen, arteten oft in Roheiten aus: Mit harten Streichen, Kaltwasserduschen, heizenden Rauchschlangen aus eigens dafür hergerichteten Gebläsen wurden die Neulinge bewillkommnet. So war der Eintritt ins Bergener Kontor für sie alles andere als ein Festakt. Strenge Zucht hielt jederzeit die Ordnung aufrecht. Ja, es gab Gesetze, die der persönlichen Willensfreiheit im Wege standen. Die Kontorzugehörigen wurden klösterlich abgesperrt. Ein freundschaftlicher Verkehr mit den Kindern des Landes war untersagt. Wer gar eine Norwegerin heiratete, verlor sein deutsches Recht. Die letzten Zweckfakungen mögen gute gewesen sein, aber die gewählten Mittel waren nicht die rechten, denn durch sie wurden die Hanseschen wie die Einheimischen eingeengt. Es kam zu ernstern Gändeln zwischen beiden, und unaufhaltsam begann der Abstieg. Verschiedene Ursachen wirkten zusammen. Weil Geschichte etwas Lebendiges ist, die der Völker und Sippen, wie auch die der einst die Welt beherrschenden Hansesaten von Bergen, deshalb unterlagen auch diese dem Gesetz vom Auf- und Niedergang. Neue Kräfte schufen sich Raum. 1777 wurde die letzte Kaufmannsstube verkauft, nachdem bereits im 16. Jahrhundert ein Teil der hansesatischen Kleinodien eingeschmolzen werden mußte.“

Die Zeitschrift „Ost-Europa“ (Osteuropa-Verlag, Berlin-Königsberg) bringt in ihrem Heft 8 vom Mai 1931 einen sehr aufschlußreichen Aufsatz von Percy Meyer, Riga: „Letzland nach der Volkszählung 1930, zur bevölkerungs-politischen Auseinandersetzung zwischen West- und Osteuropa“. Wir geben daraus den Abschnitt wieder, der sich auf die Deutschen bezieht:

„Die Verstädterung der einzelnen Nationalitäten im Verhältnis zu ihrer zahlenmäßigen Verteilung im Lande ist auf folgende, zum Teil vielstimmige Hunderteile gekommen: Juden 92,3, Deutsche 84,9, Polen 58,4,

Esten 47,3, Litauer 40,7, Letten 31,0, Russen 26,3, Weißruthenen 21,6. Das Ringen zwischen der alten Oberschicht und der neuen, die ja vielfach nur als „Ersatz“ anzusprechen ist, findet in diesen Ziffern ihren beredten Ausdruck. Das die bevölkerungspolitische Lage der Juden widerspiegelnde Zahlenverhältnis liegt klar auf der Hand. Uns interessiert wesentlich die Lage der deutschen Bauern, der sogenannten Kolonisten, denn von der alten baltischen Landbevölkerung ist nur mehr wenig nach. Während noch im Jahre 1925 genau 30 Landgemeinden mehr als 5 v. H. Deutsche aufwiesen, handelte es sich 1930 nur noch um 25. Nach wie vor steht an der Spitze Hirschenhof mit 85,90 v. H. Deutschen gegenüber 91,09 v. H. vor fünf Jahren. Dies ist die große Sprachinsel in Südlivland. Daneben kommt nur noch Kurland wesentlich in Betracht. Hier ist der deutsche Bevölkerungsanteil in der mittlerweile räumlich erweiterten Gemeinde Santen von 52,97 auf 26,90 v. H. zurückgegangen, in Kurmalen von 39,37 auf 37,37, Zehren von 34,14 auf 27,48, Planegen von 30,91 auf 29,69 v. H. Andere in Frage kommende Gemeinden weisen 5 bis 17 v. H. deutsche Bauern auf. Der Rückgang ist absolut wie relativ beträchtlich. Das Staatliche Statistische Amt erwähnt in einem Fall die Auswanderung deutscher Kurlandbauern nach Kanada. Diese allzu lakonische Angabe ist hier dahin zu ergänzen, daß die deutsche Emigration von Kurland nach der Neuen Welt in den Jahren 1925—1929 überhaupt verhältnismäßig lebhaft gewesen ist, und nur so läßt sich der zahlenmäßige Rückgang erklären. Tatsächlich ist die sprichwörtliche Geburtenfreudigkeit der deutschen „Kolonisten“ noch keineswegs „überwundener Standpunkt“, während man es auf der anderen Seite, besonders in Kurland, bekanntlich mit einer offensichtlichen Sterilität zu tun hat. Der durch die Auswanderung hervorgerufenen Abverlesung am Körper des deutschen Landvolkes in der erwähnten Provinz hat erst im Jahre 1930 merklich nachzulassen begonnen. Inzwischen hat auch die Binnenwanderung, die beispielsweise den Libauschen Kreis fast völlig vom deutschen Bauerntum entblökte, so ziemlich aufgehört. Man kann sagen, daß die Verhältnisse sich im großen und ganzen nun endlich konsolidiert haben. Sollte nichts Überraschendes dazwischentreten, so ist fortan wohl ein zahlenmäßiger Aufstieg des deutschen Landvolkes zu erwarten. Während die Hirschenhöfer traditionell ihren Überschuß hauptsächlich an Riga abgeben, bleiben die Kurlandbauern der Scholle treu, ja sie hängen an ihr mit einer Zähigkeit, die nur vor höherer, unüberwindlicher Kraft zurücktritt. Im übrigen pflegen sie Sippschaft, Sprache und Glauben. Nationale Mischehen zählen in ihrer Mitte zu den seltensten Ausnahmen, und die nationale Aufsaugung durch das sie umgebende Mehrheitsvolk ist und bleibt einstweilen eine Ausnahmeerscheinung, auch dort nur, wo die deutsche Siedlung allzu ausgeprägtermaßen den Charakter einer Diaspora trägt.

Nach der letzten Volkszählung leben (58.622) Deutsche in den Städten und 11.233 auf dem platten Lande. Im ersteren Falle ist das Verhältnis 8,4, im letzteren 0,93 v. H. der Gesamtbevölkerung.

Deutsch — keine Fremdsprache.

Deutsch ist — darauf weist die Concord Society von Amerika hin — keine Fremdsprache in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie wurde gelehrt, seitdem es Schulen in Amerika gibt. Die deutsche Sprache wurde an den Gerichtshöfen von Neu Jersey und Neu York gebraucht, als diese Staaten noch Kolonien der Niederlande waren. In deutscher Sprache wurde die erste amerikanische Bibel und eine der ersten amerikanischen Zeitungen gedruckt. Deutsch wurde von General George Washington und seiner Leibgarde gesprochen, sie war in vielen Regimentern im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg die Kommandosprache. Sie war in jedem einzelnen der ersten dreizehn Staaten in Gebrauch. Im amerikanischen Bürgerkrieg wurde sie von 56 Generälen angewandt. In deutscher Sprache wurde die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zum ersten Mal veröffentlicht.

Leid und Freud der Auslandsdeutschen.

422. Liverpool (England). Im vergangenen Jahr wurde an der deutschen evangelischen Kirche ein Jugendbund gegründet. Für seine nun schon 70 Mitglieder veranstaltete er diesen Winter regelmäßig wöchentlich gefellige Abende.

423. Der Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in der Bukowina tagte Mitte Juni im Deutschen Haus in Czernowitz. Die Rückschau auf die Tätigkeit im abgelaufenen Geschäftsjahr weist manchen erfreulichen Erfolg auf, der trotz der sehr schwierigen Wirtschaftsverhältnisse erzielt werden konnte.

424. In Krotoschin wurde der Wanderlehrer Müller und seine Gehilfin Fräulein Zendricke, die angeklagt waren, ohne Genehmigung schulpflichtigen Kindern Heimunterricht in deutscher Sprache erteilt zu haben, freigesprochen, weil sich das Gericht der Meinung des Verteidigers anschloß, daß das Strafgesetzbuch für ein solches „Vergehen“ keine Strafe vorsehe. Das ist eine bedeutsame Entscheidung, gegen die allerdings der Staatsanwalt Einspruch erhob.

425. Die Hauptstelle der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft teilt mit, daß die Zahl der aus Amerika heimkehrenden Volksgenossen von Tag zu Tag wachse. Sie brächten ihre Spargroschen mit nach Hause und wollten dem alten Vaterlande nützliche treue Bürger sein. Sie hätten ihre Verwandten, Eltern und Geschwister im Banat und seien mit der Heimat blutsverwachsen.

426. Die beiden deutschen Mitglieder des litauischen ev.-lutherischen Konsistoriums, Propst Tittelbach und Lehrer Blum, haben ihren Rücktritt erklärt, weil Dr. Gaigalat sein in der Deutschen Synode abgegebenes ehrenwürdiges Versprechen nicht gehalten hat.

427. Ende Juni hielt der Bukowiner deutsche Jugendbund seine heurige Bundestagung in dem schmucken deutschböhmischen Dörfchen Augustendorf ab. Daran nahmen 225 Vertreter von 30 deutschen Jugendgruppen aus dem ganzen Siedlungsgebiet teil.

428. Es sind jetzt gerade 150 Jahre verflossen, seitdem sich die Vorfahren der heutigen Deutschen in dem damals von Polen an Österreich gekommenen Galizien niederließen. Die Einwanderung der etwa 13.000 Bauern und Handwerker aus der Rheinpfalz und ihren Nachbargebieten erfolgte auf Grund des Ansiedlungspatents Kaiser Josephs II. vom 17. September 1781. Heute zählt das Deutschtum in Galizien etwa 60.000 Seelen. Sein geistiger Mittelpunkt ist Stanislaw.

Schach.

Geleitet von A. Burmeister.

(Adresse für Briefe: Reval, Narbische Str. 26, W. 6.)

Spanische Partie.

Ge spielt in der 10. Runde der Prager Schacholympiade am 18. Juli 1931.

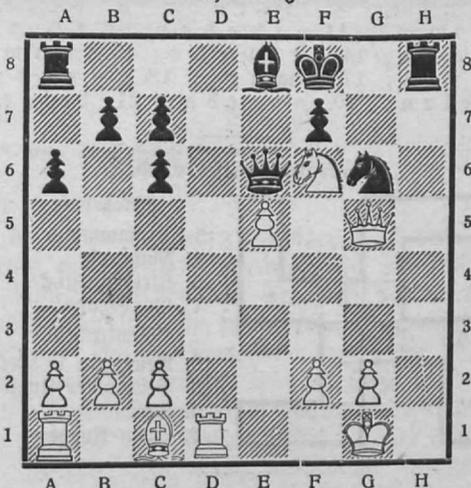
Weiß: Richter (Deutschland).

Schwarz: Kahn (Frankreich).

1. e2—e4, e7—e5; 2. Sg1—f3, Sg8—c6; 3. Lf1—b5, a7—a6; 4. Lb5—a4, Sg8—f6; 5. D—D, Lf8—e7; 6. b2—d4, e5:d4; 7. e4—e5, Sg6—e4; 8. Tf1—e1, Sc4—c5; 9. La4:c6, d7:c6; 10. Sf3:d4, D—D; 11. Sb1—c3, Sc5—e6; 12. Sd4—f5, g7—g6?; 13. Sf5:e7+, Dd8:e7; 14. Sc3—e4, Kg8—g7; 15. Se4—f6, h7—h6; 16. Dd1—g4 (droht L:h6+), Lf8—h8; 17. Dg4—h4 (droht L:h6+1) g6—g5; 18. Dh4—h5, Sc6—f8; 19. h2—h4, Sf8—g6; 20. h4:g5, h6:g5; 21. Dh5:g5, De7—e6; 22. Sf6—h5+, Kg7—f8; 23. Te1—d1, Lc8—d7; 24. Sh5—f6, Ld7—e8.

Stellung nach dem 24. Zuge von Schwarz:

Schwarz.



Weiß.

25. Dg5—h6+!!, Kf8—e7 falls Dh8:h6, so folgt 26. Lc1:h6+ und 27. Sf6—g8 setzt matt); 26. Sf6—g8+. Schwarz gibt auf, denn es folgt L:g8; 27. Lc1—g5+, f7—f6; 28. e5:f6+, Ke7—f7; 29. Dh6—h7+, Kf7—f8; 30. Lg5—h6+ nebst Matt.

Richter hat den schwachen Zug 12. . . . , g7—g6? mit gewohnter Energie ausgenützt.

Bestellungen auf die „Herdfammen“ nimmt in Bernau entgegen die Buchhandlung E. Treufeldt

Rätslecke.

Rätselsprung von Ad. P.

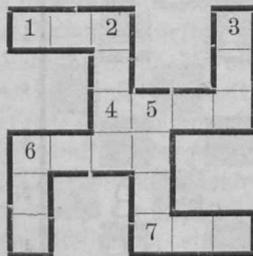
ha	die	feits	fen	haft	här	freit			
ab	dich	sten	dich	am	und	du	men	rück	
dein	den	feit	rij	arm	und	be	we	mü	dich
und	fühst	dir		du			fie	kehr	an
stun	jam	schwarm		zer	men	ge	de	erst	ha
und	hat	gen	lär	stehst	seg		die	glück	gehst
rin	ten	du		bracht			ge	ben	men
was	li	rem	best	stil	krank	nest	ge	du	fun
lau	und	macht	hei	ih	mei	in	dich	sehen	
		den	le	ge	die	mit	und	den	

Umstellrätsel von K. v. M.

Die folgenden Buchstabenruppen müssen derart umgestellt werden, daß 20 geographische Namen entstehen, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Deutschen ergeben.

1. r z e o f n l ;
2. d s u o m e ;
3. m e n d e ;
4. v w r s t o ;
5. a g l s u a r b ;
6. g u t a r o ;
7. h o u l a ;
8. i t t e b ;
9. s e l t a n ;
10. z ü t o m l ;
11. g i b e d e n ;
12. f r o i o n o ;
13. v a r a n ;
14. t a b u r b a ;
15. l u a m i n e ;
16. i n i a s ;
17. a m u t i ;
18. r u g a s u b g ;
19. v e l r a ;
20. a n a c d a ;
21. l e f g e .

Sakreuzrätsel v. S. K.



Waagrecht:

1. Stammutter
4. Flußrand
6. Kleidungsstück
7. Goteshaus

Senkrecht:

2. Rennbahn in Berlin
3. Bestimmter Artikel
5. Acker
6. Sohn Noahs

Bestellungen auf die „Herdflammen“ nimmt in **Dorpat** die Buchhandlung **F. G. Krüger** entgegen.

Auflösung des Silberrätsels von „Azy“ in Nr. 8.

1. Kamerun
2. Umland
3. Romanze
4. Zanow
5. Zrawaddi
6. Sarkophag
7. Torricelli
8. Despotismus
9. Elefant
10. Radikand
11. Sanssouci
12. Celle
13. Seringsdorf
14. Mahler
15. Entente
16. Rousseau
17. Zelluloid
18. Utopie

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.

Auflösung des Mag. Quadrats in Nr. 8.

1. Bart.
2. Arie.
3. Rigi.
4. Teil.

Auflösung des Besuchskartenrätsels in Nr. 8.

Frauenarzt.

Richtige Lösungen aller 3 Rätsel wurden uns zugesandt von Ad. P. in Dorpat.

Briefkasten.

Gertrud W. in D. Für Gedichte können wir keine Honorare zahlen. Wollen Sie uns Ihre Gedichte honorarfrei überlassen, so sind wir zum Abdruck des einen oder anderen bereit; wir bitten um entspr. Benachrichtigung.

M. A. Besten Dank! Das Gedicht „Am Strande“ wollen wir gelegentlich bringen.

K. v. M. und Ad. P. Wir danken herzlich für die Rätsel, die wir gut verwenden können.

Beate T. in R. Honorare können wir nur für größere Beiträge belletristischen und literarischen Charakters bewilligen. Falls Sie uns die Rätsel honorarfrei überlassen wollen, sind wir Ihnen dankbar.

S. D. in R. Wir danken für das uns freundlichst übersandte Manuskript „Das trozige Klämmchen“, für das wir leider keine Verwertung haben, und bitten dasselbe gelegentlich abzuholen.

Bestellungen auf die „Herdflammen“ nehmen in

Arensburg

entgegen: die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr v. m.; die Buchhandlung **Wally Sohn** und die Deutsche Bäckerei.

Abonnements auf die „Herdflammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle der „Revalschen Ztg.“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in **Arensburg**: Wally Sohn; in **Dorpat**: F. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in **Trelin**: Buchhandlung Ring; in **Sapsal**: G. Keller; J. Koppel; in **Narva**: N. v. d. Bellen, Westerm.-Str. 16; in **Fernau**: E. Treufeldt; in **Reval**: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in **Waski**: Fr. Nehmann; in **Weissenstein**: R. Seidelberg; in **Werro**: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in **Wesenberg**: Frau Monkewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.